

2. Die Kirche als mystischer Leib Christi.

Nur noch kurz sei als Abschluß des Ganzen auf die Kirche als Corpus Christi mysticum hingewiesen. Die Kirche ist der fortlebende Christus⁴⁸, und alle wahrhaft erlösten und geheiligten Christen sind untereinander in übernatürlicher Lebensgemeinschaft verbunden zu einem Leibe, von dem Christus das Haupt ist⁴⁹. In dieser Gemeinschaft sendet Christus seinen belebenden und befruchtenden Geist in alle Glieder, um das Leben der Heiligkeit und Liebe zu begründen und zu stärken. So sind alle Glieder durch das Band des Lebens und der Erlöserverdienste Jesu Christi miteinander verbunden und durch den Geist der Erlöserliebe in stets lebendiger Liebe geeinigt. Es ist also Erlösergeist Christi, der das Leben dieser Gemeinschaft bildet, und es sind Erlösungsgnaden, die in den Gliedern als gemeinsamer Liebesbesitz vorhanden sind.

Es ist also auch hier wieder der erlösende Universalgeist des Heilandes, der aus seiner unendlichen inneren Spannkraft heraus notwendig über die Grenzen dieser Gemeinschaft hinausdrängt und jedes Glied mit sich fortreißt, um das Erlöserleben weiter hinauszutragen. Jedes Glied ist von diesem Erlösergeiste durchdrungen und lebt einzig von ihm. Erlösergeist Christi ist aber wesensnotwendig Missionsgeist. Darum ist jeder Christ als Glied des Heilandes durch Missionsgeist lebendig und muß deshalb seine Interessen über sich hinauswerfen in die ganze Welt hinein. Alle Christen sind durch das Band der Erlöserliebe geeinigt, darum müssen sie gemeinsam miteinander wetteifern, diese Erlöserliebe Christi überall wirksam zu machen und sich gegenseitig die Hand reichen in weltumspannendem Eifer, bis die ganze Menschheit eine einzige große Gemeinschaft der Heiligen geworden ist.

Die Bedeutung der Ethnologie und Religionskunde für Missionstheorie und -praxis¹.

Von P. Wilh. Schmidt S. V. D. in Rom.

In langen Jahrhunderten vielfach unterbrochener, aber immer wieder aufs neue aufgenommenen Arbeit waren die Missio-

⁴⁸ Vgl. hierüber auch Fischer, a. a. O. 31 f.

⁴⁹ Vgl. Röm. 12, 4 f.; 1 Cor. 12, 27; Eph. 1, 22 f.; 5, 23; Col. 1, 18; 2, 19.

¹ Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, den ich in der zu Ehren Alessandro Voltas von der Päpstl. Akademie der Wissenschaften veranstalteten

nare mit an erster Stelle es gewesen, die sowohl die Materialien für Völker- und Sprachenkunde zusammengetragen, als auch an der formellen Errichtung dieser Wissenschaften mitgearbeitet hatten². Die französische Revolution und die ihr nachfolgenden Wirren zerstörten wie die Missionstätigkeit überhaupt, so auch diese wichtige Paralleltätigkeit der Missionare. Nachdem im Verlauf der zweiten Mitte des 19. Jahrhunderts eine Reihe verdienstvoller Einzelarbeiten die Wiederanknüpfung an jene alten glorreichen Traditionen eingeleitet hatten, wurde dieselbe im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts durch zwei Kollektivereignisse weiter fortgeführt und durch ein drittes sozusagen auch offiziell bestätigt und besiegelt: die Gründung des „Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde“, im Jahre 1906, die Begründung der „Woche für Religionsethnologie“ (Semaine l’Ethnologie religieuses) im Jahre 1912 und die Vatikanische Missionsausstellung im Jahre 1925 mit der an sie sich anschließenden Begründung des Päpstlichen Museums für Missions- und Völkerkunde (Museo Missionario-Etnologico) durch Pius XI. im Jahre 1927.

Daß die verdienstvolle „Zeitschrift für Missionswissenschaft“ sich jetzt ausgestaltet und erweitert hat zu einer „Zeitschrift für Religions- und Missionswissenschaft“, muß als eine glückliche Weiterführung dieser ganzen Entwicklung bezeichnet werden, da hiermit jedenfalls jener Teil der Ethnologie in ihr Programm mit aufgenommen ist, der als solider Unterbau der Religionswissenschaft unentbehrlich ist.

In dieser ganzen glücklichen Entfaltung kann ich nur einen kleinen Teil jener providentiellen Missionstätigkeit erblicken, welche die katholische Mission unserer Tage zu immer größerer Intensivierung, d. h. zur immer weitem Verbreitung und immer vollendetern Vollkommenheit anspornt. Die Mitwirkung der Ethnologie mit der Mission ist eines der wirksamsten Mittel, deren die göttliche Vorsehung sich bedient, und es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Mittel wahrhaft dem Ziele angepaßt ist.

Akademischen Woche (25.—30. April 1927) gehalten habe und der unter dem Titel „L’etnologia e la sua importanza per il metodo dell’attività missionaria“ in den „Memorie della Pontificia Accademia delle Scienze, Nuovi Lincei“ (vol. X [1927]), sowie in der „Rivista dell’Unione Missionaria del Clero in Italia“ (IX [1927] 193—210) erschienen ist. Die Übersetzung aus dem Italienischen hat die Redaktion übernommen. Vgl. zu diesem Gegenstand auch Gröber ZM 1913, 29 ff., Berg in seiner Abhandlung (Die Mission als Kulturträger II 259 ff.) und Schmidlin in seiner Einführung (Anhang).

² S. die Geschichte dieser Bemühungen in Schmidt und Koppers, Völker und Kulturen, Regensburg 1924, 1—20.

Jeder Bildhauer muß das Material kennen, an dem er arbeitet. Wieviel schwieriger, aber auch um wieviel dringlicher wird die Notwendigkeit einer solchen Kenntnis, wenn dieses Material nicht aus Stein, sondern aus Seelen besteht, und zwar nicht aus Seelen einzelner Individuen, sondern ganzer Völker, mit ihren tief und gegenseitig in der Geschichte der Jahrhunderte verknüpften und verwurzelten Vorstellungen und Gebräuchen und Eigenschaften! Es wäre keine gute Taktik, diese Kenntnis nur an Ort und Stelle zu erwerben, mit schmerzlichen Erfahrungen und gefährlichen Verirrungen der Tätigkeit selbst, während es möglich ist, sie vor Beginn derselben zu erwerben. Mir erscheint es auch als Fehler an ökonomischem Verantwortlichkeitssinn, wenn die Missionare sich die nötigen Kenntnisse erst in langen Arbeitsjahren verschaffen, in denen sie die Missionsgaben der Gläubigen mit wenig Frucht ausgeben, während sie dieselben in kurzer Zeit hier in Europa vor ihrer Abreise in die Missionsländer hätten erwerben können.

Überzeugen wir uns durch einige Beispiele von der Wahrheit dieser Aufstellungen!

1. Es ist in mehreren Missionen vorgekommen, daß die in der Schule des Missionars erzogenen Knaben, wenn sie an der Pubertätsperiode ankamen, für einige Monate oder Wochen verschwanden, und wenn sie zurückkehrten — falls sie zurückkehrten —, vollständig in ihrem ganzen Verhalten verändert waren, nicht im guten Sinne. Jeder Frage, wo sie während ihrer Abwesenheit waren, setzten sie das hartnäckigste Schweigen entgegen. Nach langen Nachforschungen nach allen Seiten erfuhren die Missionare, aber sehr unvollständig und dunkel, daß die Knaben in jener Zeit mit den Alten des Stammes in den Wäldern und Büschen waren, um mit vielfachen Zeremonien in die Geheimnisse des Geschlechtslebens eingeweiht zu werden. Diese Initiationsriten offenbarten sich als die furchtbarsten Hindernisse für eine gute christliche Erziehung der Knaben, die sich ihnen nicht entziehen konnten, weil sie nur so vollberechtigte Mitglieder ihres Stammes wurden.

Die Ethnologie hätte diese Missionare lehren können, daß in sehr vielen Stämmen gewisse Zeremonien für die männliche oder weibliche Jugend oder für die eine und andere zusammen im Alter des Beginns der Geschlechtsreife gehalten werden. Aber Natur und Ziele dieser Zeremonien unterscheiden sich wesentlich in den verschiedenen primitiven Kulturen. In den ältesten Stämmen enthalten sie nichts Gefährliches oder Tadelnswertes, sind vielmehr eine sittlich-religiöse Einführung der Jünglinge und Jungfrauen in die Übung aller Rechte und Pflichten der Erwachsenen, eine Art Schule oder Noviziat in der Buschensamkeit unter Einschränkung des Essens, Schlafens und Sprechens; das geschlechtliche Element fehlt nicht, weil auch Unterweisungen für die Ehe gegeben werden, aber mit dezentem Charakter und von großem ethischen Werte³. Es versteht sich leicht, daß solche Zeremonien kein Hemmnis für die Wirksamkeit des Glaubensboten bilden und ihm darum

³ Schmidt und Koppers, a. a. O. 180 ff.

keinen Grund zu ihrer Bekämpfung geben, er sie im Gegenteil in gezielter Weise und mit geeigneten Mitteln schützen und christianisieren könnte. — Dagegen überwiegt in den Stämmen totemistischer Kultur, wo diese Zeremonien im allgemeinen für die Knaben stattfinden, das geschlechtliche Element und enthalten diese Pubertätsgebräuche oft auch geschlechtliche Ausgelassenheiten oder Orgien, die für alle Stammesglieder obligatorisch sind⁴. Selbstverständlich muß der Missionar solche Gewohnheiten mit allen Kräften bekämpfen, aber auch mit aller Klugheit, weil er sonst nichts erreichen würde.

In Ost- und Zentral-Neuguinea, wo diese ziemlich ausgelassenen Pubertätsfeiern in der Übergabe des männlichen Erwachsenenkleids, d. h. eines Gürtels aus Baumrinde besteht, richtete der Missionar, um die Knaben von der Teilnahme an diesen Zeremonien fernzuhalten, selbst ein Pubertätsfest mit sittlich-religiösem Charakter ein und schenkte seinen Knaben feierlich einen schönen neuen Gürtel. Die Sache wurde dem Stammeshäuptling berichtet, der aber nach Erkundigungen über die Einzelheiten der Zeremonie des Missionars diese als vollkommen legal und rechtmäßig erklärte, so daß die Knaben nicht mehr gezwungen waren, an der heidnischen Zeremonie teilzunehmen.

In den Stämmen mit Mutterrecht finden diese Pubertätsfeiern allgemein nur für Mädchen statt⁵, ohne immer offenkundig verwerflich zu sein, aber der physische Faktor der Geschlechtsreife hat daran so stark Anteil, daß der Missionar sie nicht bestehen lassen könnte. Aber auch hier muß er sie gründlich kennen, um sie mit Erfolg bekämpfen zu können. — In vielen Indianerstämmen von Nordamerika werden diese Zeremonien der Geschlechtsreife nicht kollektiv gefeiert, sondern der Jüngling (oder die Jungfrau) muß sich auf viele Tage ganz allein in die Einsamkeit der Berge oder der Wüste zurückziehen, ständig beten und seufzen und sich von Schlaf und Speise enthalten. Im Gefolge einer solchen intensiven Abtötung bieten sich ihm Halluzinationsvisionen dar: er glaubt ein Tier zu sehen, das ihm vom Großen Geist geschickt sei, um in Zukunft während seines ganzen Lebens sein Beschützer, sein individueller „Totem“ zu sein. In all dem bekundet sich eine bemerkenswerte Kraft an Religiosität, real und erschütternd, wengleich irrig. Es wäre psychologisch und pädagogisch nicht opportun, daß der Missionar einfach diese religiöse Kraft unterdrückte: besser ist es vielmehr, sie zu reinigen und auf ein höheres Ziel zu richten.

Daß auch unter den Indianern selbst Individuen höchster religiöser Neigungen, fähig, sich von selbst zu einer solchen Reinigung zu erheben, sich finden, wird uns bezeugt durch die authentische Selbstbiographie eines Indianers vom Stamm der Winnebago, die vom amerikanischen Ethnologen P. Radin registriert und publiziert ist⁶. Dieser Indianer erzählt, wie auch er auf die Mahnung seines Vaters sich in die Einsamkeit zurückzog, um zu fasten, zu beten und die Vision eines Tierschutzgeistes zu haben. Aber er kam zur folgenden Erwägung: „Der Weltschöpfer — dies ist der Name des höchstens Wesens der Winnebago — hat diese Geister geschaffen und jedem seine besondere Kraft verliehen; also muß der Schöpfer eine Kraft über diese Sonderkräfte haben, muß mächtiger sein als all diese Geister.“ Und von da her faßte er den immer lebhafteren Wunsch, nicht einen Geist, sondern den Schöpfer all dieser Geister zu sehen. Er fastete vier Tage, dann sechs,

⁴ Schmidt und Koppers, a. a. O. 238 ff.

⁵ Ebd. 272 ff.

⁶ P. Radin, Personal Reminiscencies of a Winnebago Indian, in: Journal of American Folk-Lore XXVI (1913) 243—318.

acht, schließlich zwölf und betete, stets unter Vergießung von Tränen, um die Genugtuung zu haben, den Schöpfer zu sehen, aber es gelang ihm nicht. Dann verzichtete er auf das Fasten. An der Altersreife vermählte er sich und darauf zogen sich die Eheleute in eine einsame Gegend zurück und wohnten daselbst allein. Beide begannen zu fasten, um die Vision vom Schöpfer zu erlangen. Nach einiger Zeit erhielten sie ein Kind. Der Vater frug die Gattin, ob sie dem Schöpfer dieses ihr liebste Kind opfern sollten. Sie willigte mit Schmerzen ein. Tatsächlich töteten sie es und begruben es dann mit bitteren Klagen. Dieses Opfer war um so beachtenswerter, als im Stamm der Winnebagos das Menschenopfer nicht existiert. Sie hörten nicht auf zu fasten, zu beten und zu weinen, um die so ersehnte Vision des Schöpfers zu haben. Mehrmals glaubten sie sie erreicht zu haben, aber das Gesicht erwies sich immer als schmerzliche Täuschung. Doch konnten auch diese Enttäuschungen sie nicht mit Bitterkeit oder Verzweiflung erfüllen. Am Ende wurde der Indianer erhört. Ich lasse die buchstäbliche Übersetzung des ergreifenden Berichts dieses Indianers folgen: „Der Weltschöpfer wußte das alles von der Höhe, wo er wohnt. Er hörte die Stimme des Indianers und sagte: ‚Du bist am Weinen, ich komme zur Erde...‘ Als Wegisega (so hieß der Indianer) schaute, sah er einen blendenden Lichtstrahl, der sich von oben auf die Erde bis zu seinem Bette verbreitete: ‚Wegisega, du willst mich sehen; das kann ich dir nicht geben; aber der Lichtstrahl bin ich; in ihm wirst du mich sehen.‘ Nicht mit kriegerischen Kräften, sondern mit Leben wurde Wegisega gesegnet. Das Licht kam vom Schöpfer der Welt bis zur Erde. Er machte ein Bild von diesem Licht auf einem Stab. An diesem Bild opferten sie den Rauch ihrer Friedenspfeifen, und zu ihm beteten sie in den Zeiten der Betrübniß.“

Wäre ein Missionar nicht wahrhaft glücklich, wenn er in seinem Stamm einen Menschen fände von so tiefer Religiosität, so ergreifender Andacht, so lebhaftem Wunsche, Gott selbst zu sehen? Vorläufig ergibt sich, wie die Zeremonien der Geschlechtsreife zum erstenmal all diese Kundgebungen lebendigster Religiosität erweckt haben, und wie nützlich daher die vollkommene Kenntnis dieser Zeremonien sein wird.

2. Betrachten wir ein anderes Beispiel! Gemäß seiner obersten Gewalt als König der Welt hat Unser Herr seiner Kirche die Sorge für die Reinheit, Festigkeit und gute Funktionierung der Familie, des Fundaments der ganzen menschlichen Gesellschaft anvertraut. Von dieser Aufgabe leitet auch der Missionar sein Recht und seine Pflicht ab, sich für die Ordnung der Völkerfamilie zu interessieren, zu der er geschickt ist. Hier liegt ein anderes wichtiges Feld, auf dem ihm die Ethnologie unschätzbare Dienste leisten kann, weil sie ihm den Stand des Familieninstituts unter den verschiedenen Völkern zeigt. Und weil dieser Stand faktisch bei dem größern Teil der Völker nichts anderes als eine traurige Verderbniß der wesentlichen Pflichten und Funktionen der Familie ist, begreift man gut, welch ungeheueren Schwierigkeiten der Missionar speziell auf diesem Schauplatz seiner Tätigkeit begegnet. Ist dem aber so, um wieviel größer müssen diese Schwierigkeiten sein, wenn der Missionar nicht hinreichend die Natur der Familie und ihrer Korruption bei seinem Volke kennt! Unter den Völkern des vaterrechtlichen Totemismus sind die Rechte des Vaters ausgedehnter auf Kosten der Mutter und der Frau überhaupt, die degradiert und beeinträchtigt ist; überdies wird die Stellung der Familie durch die Präponderanz des Stammes oder Staates schwer geschädigt⁷. Bei den Völkern des Agrarmatriarchats ist es hingegen

⁷ Schmidt und Koppers, a. a. O. 246 ff

die Mutter oder ihr Bruder, der eine wirtschaftliche und soziale Vorzugsstellung genießt; die Kinder gehören ihr und nicht dem Vater, der ihnen nicht so nahesteht wie ihr Oheim mütterlicherseits⁸. Zudem komplizieren bei den meisten Völkern die Polygamie und die Leichtigkeit der Lösung des Ehebands äußerst alle Familienangelegenheiten, die aber von bestimmten Gesetzen und Gewohnheiten geregelt werden⁹. Gerade in diesen Fällen, in denen der Missionar viele solche Gewohnheiten nicht respektieren kann und viele solche Gesetze bekämpfen muß, ist es um so notwendiger, daß er sich ihre Kenntnis vermittelt der Ethnologie aneignet, um besser in der Lage zu sein, mit aller Klugheit und Umsicht in einer so heiklen Materie vorzugehen, um nicht noch die Schwierigkeiten zu vermehren, die an sich schon so bedeutsam sind.

3. So könnte ich noch viele andere Argumente anführen, um zu beweisen, wie die Ethnologie, besonders die religiöse nützliche Aufschlüsse geben kann, welche die Mission wirksam in ihrem heiligen Amte unterstützen und sie vor vielen Irrtümern bewahren. Aber ich muß mich in dieser Aufzählung einschränken und noch von anderen wichtigeren, weil tieferen Diensten sprechen. Die Ethnologie begnügt sich nicht, den gegenwärtigen Stand der Anschauungen und Gebräuche der Völker erkennen zu lassen, und bleibt nicht bei ihren bloß äußerlichen Eigenschaften, Waffen, Instrumenten, Kleidern, Wohnungen, Beschäftigungen und Gewerben stehen. Dies alles ist eher Sache der Ethnographie, wie es Aufgabe der Geographie ist, die heutige Form der Erde zu beschreiben, während die Geologie ins Innere derselben eindringt und seine Geschichte und Entwicklung durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zu erforschen sucht. So bemüht sich auch die Ethnologie, durch umfassende Vergleiche nach einer historisch-objektiven Methode die Geschichte nicht nur von Reichen und Völkern, sondern ganzer Kulturen und der Kultur überhaupt bis zu ihren Ursprüngen aufzuspüren. Eines der wichtigsten Resultate solcher vertiefter Forschungen ist, daß die Zivilisation als Erzeugnis des menschlichen Geistes nicht wesentlich in einer Anhäufung äußerer Güter und Fortschritte, sondern in der Bildung und Hebung der Seele selbst besteht. Ein anderes Ergebnis, das jenes erste vervollständigt und präzisiert, besagt uns, daß diese zivilisatorische Seelenbildung nicht das Produkt einiger Jahre individuellen Lebens, sondern das äußerst verwickelte Produkt innerer und äußerer Tätigkeiten durch Jahrhunderte und sogar Jahrtausende hindurch ist. Diese beiden Feststellungen sind von einer grundlegenden Wichtigkeit für die Mission, einer positiven und negativen: negativ, weil der Missionar, wenn er sich genötigt sieht, eine schlechte Kultur ganz oder teilweise zu zerstören, sich nicht vortäuschen darf, daß diese Zerstörung in kurzer Zeit sich bewerkstelligen lasse; positiv, weil der Glaubensbote gleicherdings, wenn er die neue christliche Kultur einführen soll, nicht hoffen darf, daß dieses grandiose Werk innerhalb einer Generation vollendet werden kann. Ja es kann sein, daß eine bestimmte Kultur so tief in der Seele eines Volkes eingewurzelt ist, daß ihre Ausrottung unmöglich und jeder Versuch zum Scheitern verurteilt zu sein scheint, somit die Unternehmung solcher Versuche eine unnütze Kraft- und Zeitverschwendung

⁸ A. a. O. 272 ff., 291, 295 ff.

⁹ A. a. O. 309 f., 311 ff.

wäre. Die Mission selbst hat nicht immer auf diese starke und unbeugsame Wahrheit Rücksicht genommen.

4. Ich will ein Beispiel anführen, wie auch der wirtschaftliche Faktor einen derartigen Einfluß auf die Ausbildung der Seele ausgeübt hat. Man hat stets geglaubt, daß die *S e b h a f t m a c h u n g* der Anfang der Zivilisation gewesen sei, und erinnert sich noch an das begeisterte Lob, das Bachofen dem Ackerbau widmete, die diese Stabilisierung bewirkt hätte¹⁰. Auch viele Missionare glaubten und glauben, daß wenn sie einen in den Wäldern umherschweifenden wilden Stamm zum Aufgeben dieses Nomadenlebens und zur Beziehung fester Wohnsitze bewegen konnten, die ersten und unentbehrlichsten Grundlagen der Zivilisation gelegt sind. Aber wenn der Zweifel erlaubt ist, ob dies in seiner ganzen Tragweite eintritt, so darf noch mehr daran gezweifelt werden, ob eine solche Festlegung immer durchführbar und folglich ihre Vornahme von Nutzen ist.

Die erste Phase des ökonomischen Menschheitslebens bestand in der einfachen Sammlung dessen, was die Natur selbst zum Unterhalt darbot, also in der Jagd zur Erlangung der tierischen Nahrungsmittel und im Früchtesammeln usw. für die Vegetation, alles ohne irgendwelche Arbeit zur Mehrung oder Sicherung der natürlichen Ernährungsprodukte. Diese Art von Wirtschaftsleben erfordert von selbst die Unstetigkeit der Wohnung, weil eine Gegend nicht genügt, das ganze Jahr hindurch die nötigen Nahrungsmittel zu liefern¹¹. Daher ist ein vagabundierendes Leben in diesem Stadium eine absolute, gebieterische Notwendigkeit. Es gibt noch jetzt Stämme, die nie über diese Wirtschaftsphase vorgeschritten sind, z. B. all die verschiedenen Pygmäenstämme, Buschmänner, Australier, viele Stämme von Südamerika und Kanada. Da sie dieses Leben seit Tausenden von Jahren führen, hat es begreiflicherweise tiefe Wurzeln in ihren Seelen gefaßt, um so mehr, als die von diesem Leben verlangte Arbeit — Jagd und Vegetaliensammlung —, wo die Natur reich und überfließend ist, nicht ermüdend und mühsam, sondern eher eine Art Sport ist. Solche Stämme nun zum Aufgeben dieses Nomadenlebens und zur Ansiedlung zwecks Bodenkultur und anderer regelmäßiger, der europäischen Zivilisation eigentümlicher Arbeiten zu bestimmen, ist fast immer etwas Unmögliches, so daß die Übernahme dieser Aufgabe soviel wie Verschleuderung persönlicher Energien, von Zeit und Mitteln bedeutet, auch die Gefahr gewaltsamer Repression und somit der völligen Ausrottung dieser Stämme heraufbeschwört. Man muß offen anerkennen, daß solche auch von Missionaren gemachte Versuche höchst verhängnisvolle Wirkungen hatten oder gehabt hätten, wenn sie nicht beizeiten aufgegeben worden wären. Ähnliches wurde in den vergangenen Jahren mit den Indianern einer Paraguayregion seitens einiger Missionare unter Führung eines im übrigen exemplarischen Glaubensboten versucht, der aber bis dahin nur unter ackerbauenden Stämmen gearbeitet hatte; es war sein fester Wille, auch seine neuen Wilden zu solch seßhaft-ackerbaulichem Leben zu bestimmen. Zu diesem Zweck arbeitete er mit seiner großen Energie, mit allen ökonomischen und technischen Mitteln, ohne sich durch den vollständigen Mißerfolg vieler Jahre entmutigen zu lassen. Um nicht vom schädlichen Einfluß der weißen Kolonisten

¹⁰ Das Mutterrecht (Stuttgart 1861).

¹¹ Schmidt und Koppers, a. a. O. 419 ff.

gehemmt zu werden, hatte er seine Kolonie im schweigsamen Innern des jungfräulichen Urwalds gegründet; er und seine Mitarbeiter — Priester, Brüder, Schwestern — litten heroisch viele und viele Entbehrungen und Strapazen, ja einer seiner Mitarbeiter wurde schließlich geisteskrank in der monotonen Einsamkeit dieses trostlosen Lebens: aber alles war umsonst; einem scheinbaren, vorübergehenden Erfolg folgten bitterste Enttäuschungen, und endlich sahen sich die Obern gezwungen, die Mission aufzulösen oder vielmehr ihre Methode radikal zu ändern¹². Die richtige Methode, die für solche Stämme anzuwenden ist, kann nur jene sein, die z. B. von den Oblatenpatres mit den Stämmen von Kanada und den Polargegenden eingehalten wird: einige Zentralposten als Stützpunkte für die Missionstätigkeit zu errichten, wo die Indianer sich an den Festtagen zum Empfang der Sakramente und der nötigen Unterweisungen versammeln, während im übrigen Jahr die Missionare auf Reisen — gewiß sehr beschwerlichen und gefährlichen — sich befinden, um die einzelnen Stämme auf den wechselnden Stationen ihres unsteten Lebens aufzusuchen. Vielleicht werden aus den in den zentralen Missionsposten eingerichteten Schulen in der zweiten und dritten Generation Ehen hervorgehen, die stabile Niederlassungen beginnen, aber auch dies ist nicht sicher und kann Gelegenheit zu entmutigenden Rückfällen bieten. Es ist leicht verständlich, daß es unter solchen Bedingungen in den drei oder vier ersten Generationen unmöglich eingeborene Priester geben kann.

5. Mit dieser letzten Andeutung eines eingeborenen Klerus habe ich vielleicht das wichtigste Missionsproblem unserer Zeit berührt, für das die Ethnologie ebenfalls einige Worte des Rates und der Mahnung zu erteilen hat. Ich beschränke mich auf eine Bemerkung, die fast in umgekehrter Richtung wie jene erste verläuft. Diese Stämme nomadischer Jäger sind leidenschaftliche Liebhaber der persönlichen Freiheiten und wissen dem Wort und den Befehlen anderer nicht zu folgen und zu gehorchen. Es ist klar, daß sie nicht von heute auf morgen Gehorsam und Disziplin kennen. Nicht weniger schwer aber ist es zu lernen, zu befehlen und anzuordnen; besonders wenn es sich um große und komplizierte Dinge handelt, können diese Eigenschaften nicht in kurzer Zeit beigebracht und als nationale Qualitäten einer ganzen Klasse oder Rasse nicht in wenigen Jahren, ja selbst nicht in einer einzigen Generation angeeignet werden. Wenn in einem Volke tiefe soziale Unterschiede zwischen höheren und niederen Ständen bestehen und die niederen seit Jahrhunderten gewöhnt sind, sich den Befehlen der höheren Klassen zu unterwerfen, wird der Missionar natürlich daran arbeiten, die Exzesse und Defekte dieser Sozialdifferenzen verschwinden zu lassen, und soll es auch tun, aber er kann nicht hoffen, binnen kurzem und bloß mit dem Unterricht der Allgemeinheit der unteren Klassen jene höheren Qualitäten einzuflößen, die ihnen so lange Zeit gefehlt haben: individuelle Ausnahmen, die sich darbieten können, heben diese generelle Regel nicht auf. Natürlich muß der einheimische Klerus schon im Pfarramt und um so mehr in den höheren kirchlichen Würden autoritative Funktionen ausüben, befehlen und

¹² Es handelt sich hier offenbar um die kürzliche Episode der inzwischen aufgegebenen Steyler Paraguaymission; noch wichtiger wäre freilich die negative Beleuchtung für die viel längeren und umfangreicheren Missionen und Reduktionen der Jesuiten in Paraguay durch obige These [Ann. d. Red.].

anordnen können. So ist es auch unter diesem Gesichtspunkt nicht nützlich, daß sich der Glaubensbote ausschließlich oder fast ausschließlich mit den niederen Klassen eines Volkes befasse; es ist schädlich, wenn nicht alle Missionare dazu vorbereitet werden, auch unter den höheren Klassen erfolgreich arbeiten zu können. Es scheint mir, daß diese Bemerkung von einer nicht geringen Wichtigkeit für die Frage eines einheimischen Klerus in den Ländern hoher Kultur, in Indien, China, Japan sei. Aber ich glaube, daß sie ihre Bedeutung auch anderwärts hat.

In Afrika kompliziert sich das Problem des eingeborenen Klerus zugleich mit der Klimafrage: das tropische Klima erlaubt dem europäischen Klerus nicht, in der Arbeit alle seine Kräfte anzuwenden, und verlangt ständig viele Lebensopfer; der einheimische Klerus wäre solchen Einschränkungen und Opfern nicht ausgesetzt. Aber es scheint, daß die eigentlichen Negervölker Afrikas außer anderen Mängeln auch jene höheren Eigenschaften der Autorität und Leitung vermissen lassen, von denen wir zuerst gesprochen haben, und zwar in solchem Grade, daß ihnen selbst das Vertrauen vielfach fehlt, Funktionen direkter Autorität auszuüben. Ich sagte „die eigentlichen Negervölker“, weil es auch in Afrika ein Element gibt, das gut zu befehlen und anzuordnen vermag: die hamitischen Völkerschaften. Sie haben Proben dieser Fähigkeit durch die historische Tatsache gegeben, daß fast überall in Afrika, wo eine höhere Zivilisation vorkommt, speziell in den größeren Reichen mit einer umfassenden Verwaltungshierarchie, sich Hamitenstämme finden, welche die Dynastien, Aristokratien und führenden Klassen geliefert haben¹³. Sie waren und sind noch häufig nomadische Hirten, und die Ethnologie zeigt uns, daß die genannten Eigenschaften ihnen in der gesamten menschlichen Kulturgeschichte eigentümlich waren. In einigen Ländern Afrikas haben sie sich in starkem Verhältnis mit der Negerbevölkerung vermischt und dann auch deren gute Eigenschaften sich angeeignet, besonders die, mühsame Arbeit zu leisten: dies ist der Fall bei den Völkerschaften von Uganda, die mir von kapitaler Wichtigkeit für die Zukunft Afrikas erscheinen. Anderswo haben sie sich allein ohne Vermischung mit den Negern erhalten, z. B. in Ruanda und Urundi, die sich nicht immer dem Christentum günstig erweisen wegen ihres charakteristischen Stolzes und der Laster, in die sie nicht selten verfallen sind; aber es wäre ein schwerer Irrtum, sie zu übergehen und sich nur mit den Negern zu beschäftigen, die sich in der Tat leichter bekehren. Anderswo leben sie noch in ihren ursprünglichen Ländern (wie die Galla u. a. m.) und haben die ganze natürliche Energie und Reinheit ihrer Religion und der Familie bewahrt. Ich glaube, daß eine gute Missionsstrategie sich in speziellster Weise mit diesen hamitischen Völkern beschäftigen und ihnen viele gut vorbereitete Missionare schicken sollte. Ich zweifle nicht, daß dies ein Kapital wäre, das reiche Früchte tragen würde, weil sich hier das beste Material für die künftigen Afrikamissionare und zur Legung der Basis zu einem afrikanischen Klerus gewinnen ließe.

6. Vielleicht wird es manchem meiner Leser scheinen, daß ich in meinen bisherigen Auseinandersetzungen eine allzu große Bedeutung den natürlichen Faktoren der Missionstätigkeit zugewiesen habe. Ich werde mit diesen Lesern nicht in Polemik treten, weil ich auch sie reichlich zufriedenzustellen hoffe. Eines der wichtigsten und wertvollsten Re-

¹³ Schmidt und Koppers, a. a. O. 198 ff., 305 ff., 339 ff.

sultate der modernen Ethnologie besteht in der Gewißheit der ungeheuern Wichtigkeit, welche die Religion in der Bildung der Zivilisation in allen Perioden der menschlichen Geschichte gehabt hat. Aus dieser unleugbaren Tatsache kann die Ethnologie bedeutsame Ratschläge auch für die Mission ableiten. Oft könnten die aus diesem auf seine Kultur, seine technische, ökonomische, wissenschaftliche Überlegenheit so stolzen Europa stammenden Missionare, auch wenn sie selbst nicht ganz von diesem Stolz und der daraus folgenden Verachtung anderer Völker frei wären, gegenwärtig in den Missionsländern erproben, daß Ansehen und Kredit dieser europäischen Kultur überall stark geschwächt, ja vielfach ganz zusammengebrochen sind. Dagegen bleiben in unerschütterter, vielleicht auch von uns selbst nicht genügend geschätzter Geltung die inneren Kräfte einer wahren und tiefen Religiosität, die unwiderstehliche Gewalt eines moralischen und aufrichtigen Charakters, eines heiligen Lebens voll Liebe, Freundlichkeit, Selbstverleugnung, Gerechtigkeit, Unparteilichkeit, Ruhe, Friedfertigkeit. Nicht nur vom übernatürlichen Standpunkt aus, sondern auch als Psychologe, als Ethnologe und Historiker der menschlichen Kultur muß ich bezeugen, daß all diese Kräfte und Eigenschaften einen tiefen Eindruck machen und einen gewaltigen Einfluß ausüben auf alle großen und kleinen Völker, auf einige in ganz besonderem Grade. Der Sinn für Heiligkeit, die Ehrfurcht, der Kult der wahren moralischen Größe haben eine viel weitere Verbreitung, als man es bislang glaubte. All dies, vorausgesetzt, daß die Missionare diese moralischen Qualitäten mit sich tragen, wird ein kostbares oder vielmehr das kostbarste Kapital für ihre Missionstätigkeit sein, ohne welches alle übrigen Hilfsmittel keinen großen Wert hätten. Ja der Missionar kann sicher sein, daß auch die Heiden ihn nicht für einen wahren Mann Gottes halten würden, wenn sie in ihm nicht die Eigenschaften einer wahren und tiefen Religiosität sähen. Deshalb hält auch der Hl. Vater sehr daran, daß in den Missionen womöglich Klöster mit kontemplativem Leben und höherer Aszese aufgerichtet werden, nicht nur wegen der Gebete und Abtötungen, die sie Gott darbringen, sondern auch wegen des tiefen Eindrucks, den sie auf die Heiden selbst machen.

7. Jedoch nicht bloß die persönliche, individuelle Heiligkeit, sondern auch die Elemente und Formen, in welchen und durch welche die kollektive Religiosität sich verwirklicht und bekundet, sind für die menschliche Zivilisation von viel größerer Wichtigkeit, als das rationalistische, skeptische, atheistische Europa bis jetzt annehmen wollte. Es gibt zwar in dieser Hinsicht Unterschiede zwischen Volk und Volk, aber in den meisten Nationen offenbart sich das Gefühl von der Größe und Bedeutung der Religion in der Schaffung feierlicher Formen, öffentlicher Zeremonien und Liturgien, die nicht selten eine wunderbare Entfaltung genommen haben. Das ist so sehr ein wahrhaft menschliches Bedürfnis, daß, wo solche feierliche Zeremonien sich nicht finden, man mit instinktiver Logik schließen müßte, die betreffende Religion könne nicht tief sein und kein großes Bewußtsein von der eigenen Bedeutung haben. Aber auch noch von einem andern Gesichtswinkel aus lassen sich diese Zeremonien betrachten. Sie sind das Mittel, durch das diese Völker stärker als mit dem Wort und den formalen Unterweisungen ihre Glaubenslehren und die Gesetze ihrer Religion einschärfen und die wichtigsten Geschehnisse ihrer religiösen Geschichte in Erinnerung bringen. Auch hierin bekundet sich eine natürlich-instinktive Psycho-

logie. Es ist sicher, daß solche Zeremonien, durchdrungen von tiefem religiösen Gefühl und intensiviert mit so vielen ehrwürdigen Symbolen, geschmückt und umgeben von Schöpfungen der Kunst, tief eindringen, stärker bewegen, die ganze Seele des Menschen umfassender ergreifen, als das vielfach unvollkommene und schwache Reden des Wortes.

Wir müssen nicht glauben, daß solche Zeremonien sich nur bei den Nationen fortgeschrittener Zivilisation finden, sondern wir begegnen ihnen schon bei den primitivsten Stämmen. In einer der kürzlich unternommenen und vom Hl. Vater großzügig subventionierten ethnologischen Expeditionen hat P. Vanoverbergh von der Scheutvelder Kongregation unter den Negritos von Nord-Luzon — der ältesten Rasse der Philippineninsel — eine dem höchsten Wesen gewidmete religiöse Feier entdeckt, welche die ganze Nacht hindurch dauert und wirklich als nächtliche Liturgie bezeichnet werden kann. Sie findet in einem der größten Häuser der Negritos statt, beginnt abends nach neun und dauert bis zum folgenden Morgen¹⁴. Ein Mann, eine Art von Vorsänger, stimmte die drei oder vier ersten Silben eines Liedes mit so süßer und feierlicher Melodie an, daß der Pater das Kyrie der „Missa de Angelis“ zu hören glaubte, und sofort setzten die anderen Männer diese Melodie langsam und feierlich mit vielen Modulationen fort, worauf ein anderer Teil gesungen oder vielmehr rezitiert wurde in tieferem Ton und schneller ohne Melodie. Dann sangen und rezitierten die Frauen eine Strophe genau in derselben Weise. Zuletzt vereinigten sich beide Chöre, indem jeder die eigene Strophe ausführte, und stets — bemerkt der Pater — blieb der Gesang harmonisch. Dieser sanfte Wechselgesang war begleitet von ehrfurchtsvollen Gesten, die Eindruck machten. Vor dem Gesang saßen alle zur Erde. Als dann der Vorsänger seinen Gesang anstimmte, erhob er sich und wandte unter Kreuzung der Arme über die Brust die Augen zum Himmel und verblieb in dieser ehrerbietigen Stellung bis zum Schluß. Dasselbe taten die anderen Männer beim Beginn des Kantus und ebenso die Frauen, als ihre Strophe folgte; dann erhoben sie sich mit langsam feierlichen Schritten im Halbkreis und kehrten darauf zum Platz zurück¹⁵. Nachdem er dies alles gesehen und gehört, konnte P. Vanoverbergh schreiben: „Der Ton, das suggestive Kolorit des Gesangs und die Gesten machten solchen Eindruck auf mich, daß ich von tiefer Ehrfurcht ergriffen war; es konnte kein Zweifel bestehen, daß diese Menschen von einem Gefühl der Gemeinschaft mit dem Übernatürlichen durchdrungen waren; niemand konnte dieser Feier im tiefen Schweigen der Nacht beiwohnen, diese feierlichen Gesänge hören, die so respektvolle Haltung der Teilnehmer sehen, ohne überzeugt zu sein, heiligen Boden zu betreten“¹⁶.

Eine Völkergruppe, unter der dieses Zeremonienwesen einen schwerlich übersteigbaren Entwicklungsgrad erreicht hat, sind die Indianerstämme in der Umgebung der großen Seen von Nordamerika, die der Algonkin und Sioux, und es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß diese Stämme auch von einer unvergleichlich kriegerischen Tapferkeit sind. Sie haben Zeremonien, die vier, acht, zwölf Tage dauern, während welcher keine Hand bewegt, kein Schritt getan, kein Wort gesagt wird, das nicht durch ein Zeremoniell voll religiöser Symbolismen und Erinnerungen geregelt wäre. — Im Osten von Nordamerika begehen die Delaware (Leni-Lenape) im Herbst eine große Feier von zwölf Tagen, um dem Großen Geist für die Wohltaten des vergangenen Jahres zu danken und sich seinem Wohlwollen wieder für das kommende Jahr zu empfehlen. Das Haupt dieser Zeremonie hält zu Beginn eine lange Predigt, in der er z. B. sagt: „Wenn wir in dieses festliche Haus kommen,

¹⁴ P. M. Vanoverbergh, *Negritos of Northern Luzon* (Anthropos XX [1925] 148—199, 399—443); auch als Separatdruck erschienen: Administration des Anthropos, St. Gabriel-Mödling bei Wien 1925).

¹⁵ A. a. O. 437—443.

¹⁶ A. a. O. 439.

sind wir froh und danken für alles, was der Schöpfer uns zu unserem Gebrauch gegeben hat; wir vereinigen uns hier, um ihn zu bitten, mit uns im künftigen Jahr Mitleid zu haben und uns alles zu geben, was uns glücklich macht; erwägen wir alle, wieviel er uns in unserem ganzen Leben gefördert und daß er uns den Weg gewiesen hat, ihn zu bitten und ihm zu danken“¹⁷. In den Stämmen der mittleren Algonkin hat eine große Zeremonie, genannt Midewiwin, vom Großen Geist selbst eingesetzt, vier oder sechs oder acht Tage dauernd, den Zweck, das Leben in Gestalt einer kleinen Muschel den Kandidaten zu geben, die sich zur Initiation in die Geheimnisse dieser Feier vorbereitet haben. Der Oberpriester als Leiter der Zeremonie beginnt sie mit einer Predigt, in der er zum Aspiranten spricht: „Jetzt höre aufmerksam, was ich zu sagen habe! Wenn du das, was ich dir sagen werde, zu Herzen nimmst, wird dein Leben ewig dauern. Nun lehre ich dich den Großen Geist kennen, das, was er dir sagt. Und jetzt sage ich es dir: das ist, was der Große Geist dich wissen läßt, d. h. daß Er dich liebt. Weiß wird die heilige Sache sein, wenn ich sie dir zeigen werde... Was der Große Geist sagt, das teile ich dir nun mit, auch wenn sie sagen (die Skeptiker), sie hätten ihn tot gesehen. Hier an diesem hl. Ort wird Er sein, hoch erhoben. Er legt seine Wahrheit in mein Herz, indem er spricht: so lange die Welt dauert, werde ich nie fehlen. Das ist, was der Geist sagt. Mein Kind, dies wird dir das Leben geben“¹⁸. — Bei den westlichen Algonkin besteht die große Stammeszeremonie in einer Darstellung der Geschichte der Weltschöpfung mit Gebeten, Gesängen und dramatischen Szenen. Sie dauert vier, sechs oder sieben Tage und soll vom Schöpfer selbst gestiftet sein. Alle Ritualhandlungen dieser Zeremonie sind begleitet von andächtigen Gebeten und oftmals von dichterischer Schönheit umflossen; z. B. wenn der Hohepriester der Süd-Arapaho die Gürtel selbst für Mann und Frau segnet, betet er: „Mein Vater, habe Mitleid mit uns! Erwähne dich, daß wir deine Kinder sind seit der Zeit, in der du Himmel und Erde mit Mann und Frau geschaffen hast... Wir können nicht aufhören, zu dir zu beten, mein Vater, höchstes Wesen, durch das wir auf dieser Erde leben müssen... Mögen unsere Gedanken zum Himmel steigen, wo die Heiligkeit wohnt...“¹⁹ Diese große Zeremonie, welche die Weltschöpfung in sechs oder sieben Tagen darstellt, ist sicher die älteste Form dieser Feier und findet sich in irgendeiner Form auch bei den ältesten Stämmen von Mittelkalifornien.

Ich kann nicht auf die Einzelheiten dieser feierlichen Zeremonien eingehen; ich werde das ganze Material samt der Prüfung ihres Sinnes und Ursprungs im II. Band meines Buches „Ursprung der Gottesidee“ in diesem Jahr veröffentlichen²⁰.

Nun bedenken wir: wäre es ein guter Missionar, der zu einem solchen Stamme käme, und wenn er auch nicht verfehlt, sorgfältig die religiöse Unterweisung mit Katechesen, Predigten, Privatgesprächen, Liebeswerken und Sozialreform abzuwickeln, bezüglich des Gottesdienstes sich mit der Feier einer einfachen Stillmesse ohne jede Feierlichkeit begnüge? Kann vielleicht die Entschuldigung gelten, daß er alleinstehend der Messe keine größere Feier verleihen kann, oder daß er als Angehöriger einer Genossenschaft, die nicht so stark die Liturgie

¹⁷ M. R. Harrington, *Religion and Ceremonies of the Lenape* (Indian Notes and Monographs, New York, Heye Foundation 1913, 87—92).

¹⁸ W. J. Hoffmann, *The Midewiwin or Grand Medicine Society of the Ojibwa* (7th Annual Report of the Bureau of Ethnology 1885—86, Washington 1891, 189—220).

¹⁹ G. A. Dorsey, *The Arapaho Sun Dance: the Ceremony of the Offering Lodge* (Field Columbia Museum. Publication 25, Anthropological Series vol. IV [1903] 35—158).

²⁰ Aschendorff, Münster i. W.

praktiziert, keine Neigung oder Fähigkeit zu den großen Zeremonien hat? Würde ein solcher Missionar nicht eine wahre Enttäuschung für einen solchen Stamm bilden, der so sehr die grandiosen Zeremonien und die geheimnisvollen Feiern liebt? Welche Anziehungskraft hätte es hingegen für diese Indianer, wenn unter ihnen z. B. Benediktiner mit der lobenswerten Feier ihres Offizium und der Liturgie des Hochamts ankämen! In der Tat ist jetzt das Missionswerk bei diesen Indianerstämmen einigen in ihrem Territorium errichteten Benediktinerabteien anvertraut, und man erzählt, mit wieviel Freude und Eifer diese Indianer aktiven Anteil an den Zeremonien der feierlichen Messe und den anderen liturgischen Verrichtungen nehmen, die für sich ebenso viele wichtige Mittel zur Befestigung in der katholischen Religion sind. So wiederholen sich die alten Zeiten, als die Benediktiner das Evangelium in England und in Deutschland verkündigten, durch den Glanz und die Harmonie ihrer liturgischen Funktionen neue Orpheus geworden, die so diese wilden Krieger zähmten und daraus eifrige Christen machten²¹.

Noch schlimmer wäre es, wenn ein Missionar, ohne die suggestive Wirksamkeit der hl. Liturgie ins Werk zu setzen und ohne gut über die wahre Natur der großen religiösen Zeremonien jener Stämme unterrichtet zu sein, ihre Verurteilung, Bekämpfung und womöglich Zerstörung unternehmen wollte. Gewiß ist nicht alles gut und vollkommen in diesen Zeremonien, kann nicht alles gebilligt und beibehalten werden; es gibt darin einzelnes, was Irrtümer und Unvollkommenheiten enthält. Aber wäre es in diesem Fall nicht besser, solche Unvollkommenheiten auszuschneiden und jene Zeremonien zu läutern? Könnten diese Zeremonien nicht die ersten Blätter der Kränze und Girlanden von Rezeitationen, dramatischen Darstellungen, Prozessionen, Tänzen und anderen Festlichkeiten werden, mit denen die christlichen Völker des europäischen Mittelalters mit jenem Jubeln und Klagen, das ihrem Genius und Herzen entquoll, die Mysterien des christlichen Glaubens, die Feier der katholischen Liturgie umgeben haben?²¹ Die alten spanischen und portugiesischen Glaubensboten haben solche Dinge in Indien und Amerika mit großem Erfolg eingeführt; es wäre wünschenswert, daß auch in unseren Zeiten ähnliche Mittel angewandt würden. Es wird sich wohl nicht leugnen lassen, daß Missionare, die aus solchen rein katholischen Gegenden stammen, in denen auch das ganze Volksleben noch erfüllt ist von den Auswirkungen des Kirchenjahres und der Liturgie, in all dem Anregungen und Vorbilder besitzen, welche den aus anderen Ländern stammenden Missionaren abgeht, die vielleicht auch gegen die Versuchung sich wappnen müssen, die Religion zu „geistig“ zu gestalten und ihre Auswirkungen auf den engeren Umfang der Kirche und ihre nächsten Umkreise zu beschränken.

Wenn es besonders einem katholischen Missionar, der sein Missionsvolk wirklich von Herzen liebt, nicht allzu schwer fällt, dessen gute Seiten herauszufinden, sie anzuerkennen und sie für die Religion heranzubilden und zu benützen, so mag es gerade einem echten Missionar manchmal nicht geringe innere und äußere Schwierigkeiten bereiten, die Fehler und Laster seines Volkes kennen zu lernen, die Augen nicht

²¹ Vergessen wir indes nicht, daß die Kirche eine allzu große Akkommodation in diesen Dingen wenigstens für Indien und China gelegentlich des Ritenstreits verurteilt hat! [Ann. d. Red.].

vor ihnen zu verschließen, sondern sie in ihrer vollen traurigen Wirklichkeit zu erfassen und sie richtig einzuschätzen. Auch hier kann die Ethnologie ihm wertvolle Dienste leisten, allerdings in vollem Umfange erst die neuere kulturhistorisch gerichtete Ethnologie. Denn erst diese hat mit zwei verderblichen Irrtümern der früheren evolutionistischen Ethnologie aufgeräumt: 1. daß je niedriger, häßlicher, tierischer eine Anschauung, eine Sitte sei, um so älter, um so „primitiver“ sie auch sei; 2. daß die gesamte Kultur-, also auch Religionsentwicklung, jedenfalls in ihren großen Zügen, bei allen Völkern im wesentlichen gleichmäßig verlaufen sei, so daß sie im wesentlichen überall die gleichen Anschauungen und Sitten aufweisen, und der Unterschied nur darin bestände, daß gewisse Völker über gewisse Entwicklungsstufen weiter vorgedrungen seien. Demgegenüber hat die neuere kulturhistorische Ethnologie schon jetzt mit aller Sicherheit die folgenden Ergebnisse feststellen können: 1. Gerade die älteren Stufen der Menschheitsentwicklung — mit denen allerdings die Missionare vielfach, wegen der äußersten Ablegenheit ihrer Wohngegenden, am wenigsten in Berührung gekommen sind — weisen in Religion, Sitte und Sittlichkeit durchgehends innerlich bessere Formen auf als die späteren Entwicklungsstufen; 2. die Kultur-, also auch die Religionsentwicklung verläuft, besonders von einer gewissen Periode an, eine lange Zeit hindurch, in mehreren voneinander unabhängigen selbständigen Bahnen, die miteinander nichts gemein haben, außer dem ältesten Erbgut, das aber durch diese spätere Entwicklung vielfach bis aufs äußerste überdeckt und geschwächt sein kann.

Diese Ergebnisse nehmen dem Missionar schon die innere Bedrückung, die ihm beim Anblick der ja wahrlich vielfach so unglaublichen Verkommenheit, Blindheit und Gleichgültigkeit mancher Naturvölker überkommen möchte; er darf auch hier überall sich die Worte sagen lassen: *Ab initio autem non fuit sic*, und wie tief auch verschüttet, es liegt doch in der Tiefe eine andere, bessere Grundlage. Das gibt ihm aber auch die innere Freiheit, einer auch noch so traurigen Wirklichkeit voll ins Auge zu sehen, nichts abzuschwächen, nichts zu bemänteln. Erst auf dieser Grundlage der vollen Wahrheit kann er auch die geeigneten Maßnahmen finden, dem Übel zu Leibe zu rücken und mit Energie und Zähigkeit sie anzuwenden. Das zweite jener Ergebnisse befähigt den Missionar, jedes Volk in seiner Eigenart zu erfassen, die es im Laufe der oben bezeichneten selbständigen Entwicklungsperiode erlangt hat und die auch in der nachfolgenden Mischungsperiode nie vollständig wieder verlorengegangen ist. So ist es nämlich gekommen, daß gewisse Irrtümer, gewisse Laster sich bis zu einem gewissen Grade zwar überall finden mögen, aber in einer besonders ausgeprägten Steigerung nur das Charakteristikum gewisser Kulturkreise sind, während andere Kulturkreise wieder andere religiöse und sittliche Defekte aufzuweisen haben. Es ist leicht ersichtlich, daß nach diesen bösen Eigenarten sich auch die Mittel und Methoden des Missionars richten müssen, und daß er mit einer allgemeinen Allerweltsmethode über das Ziel oder neben dem Ziel vorbeischießen würde. Auf diese Weise wird der Missionar vor einem doppelten Fehler bewahrt bleiben: erstens, er wird, wenn er von bestimmten Irrtümern und Fehlern bei gewissen Völkern hört, nicht ohne weiteres sie auch bei seinem eigenen Missionsvolk voraussetzen und mit mehr oder minder Gewalt — d. h. hier: mit größerer oder geringerer Vergewaltigung der Seelen — diese

Zustände auch bei seinem Volk feststellen wollen; zweitens, er wird nicht dieselben üblen Dinge, die er bei seinem Missionsvolk gefunden, auch ohne weiteres bei anderen Völkern antreffen wollen, so daß er auch davor bewahrt bleibt, anderen Missionaren in diesem Fall seine eigenen Methoden aufdrängen zu wollen²².

So kann also die Ethnologie dem Missionar helfen, die Seele seines Missionsvolkes sowohl nach seiner guten wie nach seiner schlimmen Seite hin in seiner vollen Eigenart zu verstehen, ihre Höhen wie ihre Tiefen richtig einzuschätzen und dadurch erst den eigentlichen Zugang zur Rettung, Heilung und Heiligung der Seele dieses Volkes gefunden zu haben.

8. Damit wäre auch eine andere wichtige Sache verwirklicht, die letzte, an die ich erinnern möchte. Im allgemeinen ist es leicht niederzureißen, schwer aufzubauen. Der Missionar wird sicher im Heidentum vieles finden, was nicht gut ist, was er nicht bestehen lassen kann, was er sogar bekämpfen und zerstören muß. Diese Zerstörung wird auch zum Vorteil des Volkes, wird für dasselbe eine Befreiung und Läuterung sein. Indes ist es nicht katholische, sondern lutherische Lehre, daß die Erbsünde vollständig die Natur des Menschen verdorben habe; auch nach der Erbsünde bleibt dem Menschen die innere Kraft, Gutes von natürlicher Güte und moralisch-indifferente, aber unter anderem Betracht gute Dinge hervorzubringen. In all dem offenbart sich die vitale Energie eines Volkes. Alles zu zerstören, was es an Derartigem bewirkt, würde den innersten Nerv dieser Lebensenergie des Volkes verletzen, es schwächen und mit der Zeit es töten. In dieser Weise vorzugehen, wäre keine katholische Methode. „*Gratia non destruit, sed supponit naturam; sed purificat, sed elevat naturam.*“ Es kann nicht von Nutzen für die Mission sein, mit einem toten oder auch nur geschwächten, gelähmten, verdrossenen, sich selbst mißtrauenden Volke zu tun zu haben; man muß vielmehr seine Kräfte vervielfältigen, seine Lebensenergie vermehren, seine Großmut anspornen, und mit einem solchen Volke wird der Glaubensbote Wunderbares leisten. Um das zu können, bedarf es der Kenntnis des eigentümlichen Volksgenius, seiner Geschichte und seines Charakters; muß man es lieben, darauf vertrauen, ihm mindestens ein wenig glauben.

Die asiatischen Missionen nach Forteguerris (1707)¹

Von Prof. Dr. Schmidlin in Münster.

Dem Abschnitt über Asien schickt Nikolaus Forteguerra ein besonderes Widmungsschreiben vom 9. Juli 1707 an Klemens XI. voraus über die Größe von China und seine Fruchtbarkeit an frohen wie traurigen Nachrichten für die katholische Religion, vor allem aber über die

²² Negativ wird der Missionar auch davor bewahrt bleiben, deshalb die Tatsächlichkeit einer anderswo gemachten Entdeckung auf religiösem oder sittlichem Gebiet anzuzweifeln oder in Abrede zu stellen, weil er selbst — obwohl er viel länger gearbeitet — sie bei seinem Stamm nicht habe machen können.

¹ Wir geben hier nach dem Münchener Ms. den 3. Teil aus oder über Forteguerris Missionsmemoiren, nachdem wir in ZM 1926 den afrikanischen